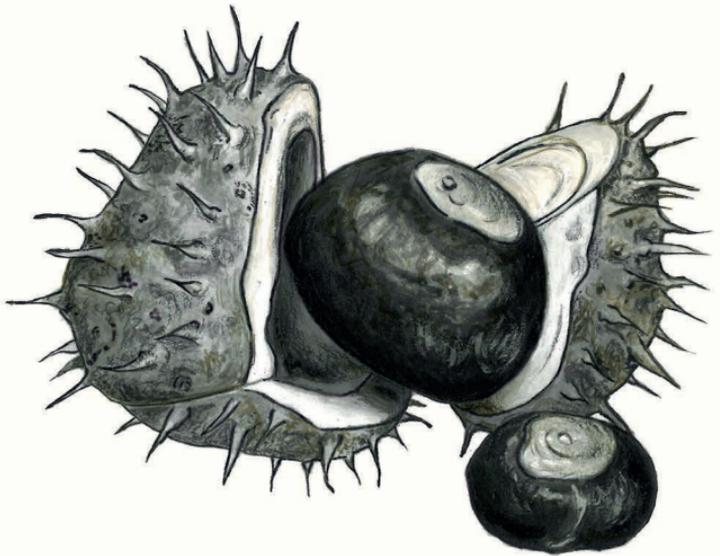


Lydia Steinbacher

# SCHALENMENSCHEN

Erzählungen

**LESEPROBE**



SEPTIME

Wir bedanken uns für die finanzielle Unterstützung bei:  
Land Niederösterreich und der Stadt Wien.



© 2019, Septime Verlag, Wien  
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Evelyn Bubich  
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz  
Umschlagbild: © Lydia Steinbacher  
Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH  
Printed in Austria

ISBN: 978-3-902711-86-1

**[www.septime-verlag.at](http://www.septime-verlag.at)**

[www.facebook.com/septimeverlag](https://www.facebook.com/septimeverlag) | [www.twitter.com/septimeverlag](https://www.twitter.com/septimeverlag)

Lydia Steinbacher

# SCHALENMENSCHEN

Erzählungen



## *Inhalt*

Körperbild	7
Nieselregen	19
Die letzte Partie	29
Die Schatulle	39
Lenka	48
Die Ginkgofrau	57
Monsieur Palmaro	68
Das Blau in dem Gesicht von Miloš	81
NGC457 nicht gefunden	90
Die Einweihung	101
Der Läufer	112
Marianne	124
Die Insel der Verlorengegangenen	133
Die Verhandlung	146
Der alte Perserteppich	156
Die unbewegten Farne	164
Eierschalenworte	173
Das Palmenhaus	184
Das Konzert	196
Reseden im Verblühen	205

## *Die Schatulle*

Durch die dünnen Schuhsohlen kann ich die Kieselsteine spüren, die Erde und die Wurzeln. Zu dieser frühen Tageszeit bin ich allein im Wald. Nur die Buchen flüstern über meinen Kopf hinweg, als träfen sie Entscheidungen über Dinge, die mich nichts angehen. Der Weg, dem ich folge, ist nicht der einzige, der die Anhöhe hinaufführt. Ich kenne noch einen anderen, aber wahrscheinlich gibt es viele mehr, es ist ein heller Wald. Wer diesem Pfad folgt, gelangt zu einer Wiese mit einer Aussichtswarte. Bald wird deren schmale Treppe, die sich um den Turm windet und über die man zu einer kleinen Plattform in einunddreißig Metern Höhe gelangt, wieder mit einer Stahlkette verhängt sein. Im Winter ist das Begehen nicht gestattet und ich stelle mir vor, dass oben dann jemand wohnt, sich einrichtet auf der Plattform und nicht gestört werden möchte. Derjenige muss die Kälte lieben und das Ausgesetztsein. Von der Warte aus sieht die Großstadt gepflegter und vornehmer aus, wahrscheinlich kommt das von der Stille und dem Wind in den Augen. Die Leute blicken auf ihren Wohnort und wollen stolz darauf sein, auf all die Häuser, nichts als irgendwelche Häuser. Weil sie nicht genau erkennen können, in welchem davon sie selbst sich eingenistet haben wie kleine Parasiten, sind sie stolz auf alle. Auf der anderen Seite besteht der Horizont aus weichgezeichneten Bergsilhouetten, im Vordergrund greifbare Hügel und Wälder,

deren Namen ich nicht kenne. Heute wandere ich nicht bis zu dieser Lichtung, nicht zur Warte.

Rechts neben dem Waldweg verläuft ein hoher Zaun, von dem niemand, den ich je gefragt habe, so ich überhaupt jemals gefragt habe, weiß, was er denn begrenzt. Dahinter ist das Unterholz dichter und zwischen diesen noch jungen Buchen sind in ein paar Steinwürfen Entfernung weiße Säulen auszumachen. Sie tragen ein türkises Kuppeldach. Es ist eine Art Pavillon oder Rundtempel, der zeitlos und ebenso vergessen wirkt. Das Bild dieses ungewöhnlichen Baus übt eine eigenartige Faszination auf mich aus und es wäre mir vermutlich unangenehm, würde mich jemand dabei ertappen, wie ich diesen Tempel aus der Entfernung betrachte. Dort geht vielleicht ein Obdachloser oder ein Dichter im Kreis, wenn das nicht dasselbe ist, lehnt manchmal an einer der Säulen und schaut in den Wald. Einmal habe ich auch wirklich den Eindruck gehabt, dort hätte sich etwas bewegt, sich schnell hinter einer Säule versteckt, aber der Tempel ist zu weit weg, um nicht eher an eine Täuschung zu glauben, wenn man bei Verstand ist. Es ist mir jedoch eine Stelle bekannt, wo sich unter dem Zaun eine kleine Mulde befindet, sodass man mit dem Bauch gegen den Boden gepresst unter ihm hindurchkriechen kann. Sie liegt nicht sehr weit abseits des Weges. Haselnusssträucher wachsen vor dem Drahtgeflecht. Ich habe die Stelle im Frühling entdeckt, als die Bäume erst ihre Knospen zersprengt haben. Da trafen sie wieder eine Entscheidung.

Die Erde ist weich. Eine Spinne huscht über meine Hand. Ich schiebe die alten Blätter, die in der Senke liegen, beiseite und wickle dann meine Haare zu einem festen Dutt zusammen, damit sie sich nicht im Draht verfangen.

Nun lege ich den Kopf zur Seite, strecke die Arme voran und schiebe mich unter der Absperrung hindurch. Mit dem rechten Hosenbein an einem abstehenden Drahtende hängengeblieben, ziehe ich einfach daran, der Stoff ist ohnehin schon löchrig. In keiner Richtung ist ein anderer Mensch zu sehen, als ich mich umblicke und meine Kleidung abklopfe. Langsam gehe ich in Richtung des Pavillons, unter mir raschelt das Laub. Der Geruch von mit Pilzen übersättem Holz liegt in der Luft und unwillkürlich muss ich an einen Keller denken. Die Sonne steht nun höher, doch als ich bei dem Tempel ankomme, spüre ich, dass es schon Herbst wird, denn ich fröstle, die Erde ist in den letzten Tagen plötzlich abgekühlt und im September schleichen sich in Wahrheit die Tage nur noch in die Nächte ein, auch wenn man es nicht wissentlich bemerkt. Der Tempel ist höher, als ich ihn aus der Ferne beschrieben hätte, die schlichten Säulen weiß und fast unnatürlich rein, das Türkis des Daches scheint zu leuchten, obwohl das Sonnenlicht nur durch die Buchenblätter splittert. Immer ein Blatt, das fällt für einen neuen Strahl.

Ich beschreite meine erste Runde unter diesem Dach, da fällt mir ein kleines Holzkästchen auf, das neben einer der Säulen am Boden liegt, gerade so, als hätte es eben erst jemand dort vergessen. Es ist alt und schmucklos, mit rostigen Scharnieren. Als ich es vorsichtig öffne, kommen hölzerne Spielfiguren zum Vorschein, alle abgegriffen und keine zwei, die exakt gleich aussehen würden. Ich nehme eine der Figuren heraus und drehe sie zwischen den Fingern. Zweifelsfrei selbst geschnitzt. Einmal habe ich so etwas auch versucht, aber das halbfertige Stück Holz schließlich wütend in den Garten geschleudert, misslungen, in eine der Ecken,

in denen man das Gras nicht gestutzt und die man ohnehin nie betreten hat. Umso behutsamer lege ich jetzt die Spielfigur wieder zurück zu den anderen, schließe die Schatulle und platziere sie auf dem Boden, wo ich sie gefunden habe. So wie man lernt, fremde Dinge zurückzugeben, als wäre man nie in sie eingedrungen. Dann setze ich mich auf eine der weißen Stufen und lehne mich gegen eine Säule. Die Hände ruhen im Schoß, sie sind schmutzig, und hinter einem Ohr spüre ich ein sprödes altes Blatt. Vorsichtig reibt es sich auf an meiner Haut, da ist es aber schon tot.

Immer wieder rascheln leise die obersten trockenen Blätter am Waldboden und als der Wind stärker wird und ich bemerke, dass meine Finger sehr kalt sind, stehe ich auf und mache mich auf den Weg zurück. Es fühlt sich seltsam an, betreten zu haben, was man so lange aus der Ferne beobachtet hat. In diesem Moment sind die Turbinen eines Flugzeugs zu hören. Sie fliegen hier nie tief, der Flughafen liegt auf der anderen Seite der Stadt. Durch die Bäume kann ich den Himmel nur ausschnittweise erkennen und diese Ausschnitte sind einen Moment reizvoll, aber merkwürdig leer. Ich spüre ein Schneckenhaus zerbrechen, als ich zum zweiten Mal unter dem Zaun hindurchkrieche, bin unabsichtlich zu einem Zerstörer geworden, doch niemand, der mich ermahnt. Weil nicht viel Zeit vergangen sein kann, gehe ich die Anhöhe weiter hinauf, ich will nun doch noch auf die Warte.

Da höre ich eine fremde Stimme und sehe mich um. Zur Lichtung ist es nicht mehr weit. Seitlich des Weges entdecke ich eine alte Frau, sie sitzt inmitten ein paar großer Steine, die aussehen wie ein Trümmerhaufen. Sie schaut nicht in meine Richtung. Bei näherem Betrachten wird mir bewusst, dass es sich nicht um Steine handelt, sondern um

## *Die Einweihung*

Von einem Urwald weiß ich nichts, Sie meinen, es gäbe noch einen bei uns? Etwas anderes als Forstwälder habe ich jedenfalls nie betreten. Auch Sie sollten die Füße lassen von Böden, denen Sie nicht gewachsen sind. Sie haben mir noch nichts darüber erzählt, woher Sie kommen, aber Sie sehen mir nicht nach Wäldern aus.

Natürlich geht es mich nichts an, warum Sie sich für dieses Grundstück interessieren, als Nachbar sollten Sie mir vielleicht trotzdem ein bisschen zuhören, das Erzählen habe ich von meinem älteren Bruder gelernt und der vom Großvater, der nur mit ihm gesprochen hat. Also nehmen Sie schon Platz, auf das Hundertste folgt nicht immer das Tausendste, da auf der Bank liegen sonst die Katzen schneller als Sie sich zu irgendetwas entschließen können und mit Recht, muss ich sagen, die Tiere sind schließlich hier groß geworden in der Sonne vorm Hof, sie gehören dazu. Manchmal denke ich mir, ohne sie würde es auch keinen Hof geben. Aber zu dem Haus dort oben, für das Sie sich wohl so interessieren, streunen sie weder bei Tag noch bei Nacht. Wo die Straße im Wald verschwindet, wohnt Martha, *noch* wohnt sie dort. Vielleicht haben Sie schon die eine oder andere Geschichte über sie gehört, aber Sie werden sie ohnehin kennenlernen. Sie ist ein heikles Persönchen, nett gesprochen, und wenn wir auf diese Feinfühligkeit verzichten, würde ich einfach sagen, halten Sie sich besser von ihr fern und überlegen Sie

sich gut, ob Sie das Haus tatsächlich kaufen und hierhin übersiedeln wollen. Ich glaube, Sie müssten es komplett renovieren, aber Sie denken an den Wald, ich kann das sehen in Ihrem Blick, scheinen mir ein wenig verträumt zu sein. An Flüche zu glauben, ist genauso unsinnig, nur wissen wir es? Ich will ein klein bisschen an Ihren Gedanken rütteln. Gar nichts wissen wir in Wahrheit, hören Sie nur zu.

*Martha*, ja. Sie sagen das, als würden Sie noch eine andere Frau mit diesem Namen kennen. Ich weiß nicht, es ist eben ein Name, den man heute seinen Kindern nicht mehr gibt, so ist das mit Namen, kommen aus der Mode wie samtene Hosen, wie alte Herren, sehen Sie mich doch an! Ich kenne lediglich diese Martha und sie ist wahrhaft keine Augenweide. Wenn Sie so wollen, können Sie sagen, der Name passe nicht zu ihr, es spielt nun aber keine Rolle und außerdem tragen viele die falschen Namen mit sich herum bis in den Tod, dann werden sie eingraviert und man ist sich nicht mehr so sicher, ob es nicht doch die richtigen waren, jetzt, wo sie in Stein gemeißelt sind. Sie haben mir gar nicht gesagt, wie Sie heißen, aber lassen Sie mich erst ausreden.

Es ist nämlich ein Glück, dass sie dort ganz am Waldrand wohnt, diese Frau, abgeschieden, möchte ich es nennen. Oder wird man erst so gespenstisch, wenn man derart viel allein ist, das kann Ihnen wohl niemand sagen. Als sie ein bisschen Ansprache hatte, da war sie noch verträglich, aber nachdem die alte Helene verstorben und Marthas Sohn ausgezogen war, ist sie komplett aus der Haut gefahren, manchmal schreit sie heute noch, sie ruft nach ihrem Jungen, sodass es einem durch Mark und Bein geht, als säße er irgendwo im hohen Gras versteckt und lebte nicht kilometerweit entfernt, wäre nicht längst erwachsen. Den Vater

von dem Buben hat niemand je zu Gesicht bekommen, fast könnte ich glauben, dass es gar nicht ihr Kind sei, wüsste ich es nicht besser. Die Augen des Buben, der ja längst kein Bub mehr ist, sind mir ganz blau in Erinnerung und sein Kinn flieht zart nach hinten, ein bisschen wie bei einer jungen Frau, wie bei der ersten, die ich geküsst habe in meinem Leben. Entschuldigen Sie bitte, aber so etwas vergisst man eben nicht, und das drängt sich dann immer in den Kopf im falschen Moment. Jedenfalls, frage ich, wer weiß, was sich da wirklich hinter den Erzählungen verbirgt, es gibt viele Gerüchte. Dieser Mann, der Vater von dem Jungen, war vielleicht einfach schon am Ende, als das mit Martha erst begonnen hat. Doch ich habe Ihnen ja noch nicht vom Anfang erzählt. Zu lange will ich Sie nicht aufhalten. Das Haus hat der Schneiderin Helene gehört, die war eine so freundliche Frau, aber immer allein. Nicht für jeden ergibt sich so ein standardisiertes Leben. Eines Morgens ist ein schwangeres Mädchen in ihrem Garten gestanden, wie eine fremde Katze plötzlich vor der Tür sitzt und dann ins eigene Leben tritt, wenn sich der Spalt auftut. Das Gesicht von roten Flecken entstellt, die dann langsam die Farbe gewechselt haben. Martha wusste nicht wohin, war von zu Hause ausgerissen, angeblich war der Freund ein Schläger. Sie hat Helene leid getan, und die wollte wahrscheinlich einmal verantwortlich sein für jemanden, dieses Gefühl nicht versäumen im Leben. Seitdem hat Martha bei der Schneiderin gewohnt. Sie half bei den Näharbeiten und im Garten und die jungen Leute in der Nachbarschaft haben später geglaubt, dass Martha Helenes Tochter gewesen ist. Das ist die neue Generation, die nicht mehr genau hinschaut und alles glaubt, wenn es nur schlüssig ist. Nachdem Martha ein

paar Monate später ihren Sohn geboren hatte, war es ein Dreierhaushalt.

Jetzt wachsen dieser Frau, die für ihre Jahre schnell gealtert ist, die Rosen über den Kopf, die Äpfel liegen im Gras und verfaulen, sie rührt keinen Finger mehr. Martha hat nie Anschluss gefunden, müssen Sie wissen, hat sich in dem Haus verschanzt mit ihrem Sohn und Helene, und jetzt wo die beiden fort sind, zeigt sich, dass sie mit sich nichts anzufangen weiß. Irgendwann wird sie so im Gras liegen wie Fallobst, wir alle, nun, da sind wir wieder gleich. Oder im Winter im Wald. Nachts macht sie immer Licht im oberen Stockwerk, obwohl sie sich in diesen Räumen dann nicht aufhält. Im Haus gibt es nur dünne Gardinen, man ist schließlich am Land, und wenn sie wirklich da oben wäre, könnte ich das von hier aus sehen, genau von der Fensterbank, schauen Sie doch hier hinauf, zumindest ihre Silhouette müsste ich erkennen können. Meine Frau sagt, sie mache das vielleicht absichtlich, nun natürlich macht sie es absichtlich, nur warum? Stellt sich vielleicht vor, dass Helene dort oben noch die Zeitung liest vor dem Einschlafen oder der Sohn etwas spielt, als wäre er noch klein und ein glückliches Kind? Der Greinerbauer hat einmal erzählt, sie läge abends oft in der Badewanne in lauwarmem Wasser und sähe den Fliegen bei ihrem sinnlosen Kreisen zu, aber er erzählt ja nur wegen des Gefühls, das er bekommt, wenn ihm jemand zuhört, am besten staunend und mit offenem Mund. Ich bin sicher, er spricht in Wahrheit immer ein bisschen über sich selbst.

Warum ich es dann erzähle, als gäbe ich etwas auf seine Worte? Nun, sie können es natürlich nicht wissen, aber nicht alles ist nur Gerücht, ich muss hier ein paar Dinge

## *Reseden im Verblühen*

Kaltes Wasser rinnt mir durch die Finger, über das Schneidbrett und verschwindet im Abfluss. Draußen beginnt es zu regnen, von den Dächern löst sich der Staub eines trockenen Herbstes, die Farben verwischen. Ich stelle mir vor, wie das Brett in meiner Hand zu Schwemmholz wird, wie die Ecken sich langsam runden und es mit einem Mal an Gewicht verloren haben wird, wenn es nach Algen und Forellen riecht und nicht mehr nach Tomaten und Zwiebeln. Schnell drehe ich den Wasserhahn ab, ziehe das Brett aus der Spüle und trockne es ab. Wenn jemand angeschwemmt worden ist, muss ich es sein, weil ich von selbst hier nie gelandet wäre. In der Dusche löst sich noch ein Teil von mir, wird abgewaschen, in Wahrheit besteht man doch zu einem großen Teil aus Zucker und Salz. Nach dem Öffnen der Glastür scheint der Boden noch kälter als vorhin, nasse Haare im Genick halten den Kopf aufrecht, aus dem Spiegel starren Augen, offen ansprechbar, tragen etwas Unausprechliches über dem Mund.

Die Reseden zittern im Regen, der von außen gegen die Balkontür schlägt, auf den Waschbetonplatten schlüpft eine Schnecke aus ihrem Kalkhaus. Die Tropfen vom Himmel wollen heute wehtun, alle Schneckenhäuser der Welt zer schlagen. Das Wasser in meinen Haaren flüchtet sich in die gepolsterte Stuhllehne – wenn es Angst vor mir hat, kann ich es verstehen. Sauber und nackt sitze ich da, aber ich

fühle mich verdorben, von innen, ganz drinnen – was noch nie ein Mensch gesehen hat, das ist abgestanden und faulig. Die Haut riecht nach Beerenshampoo und der Mund nach künstlicher Minze. Im Brustkorb liegen lose die Leihgaben fürs Leben, ein gallig-grünes Atmungsorgan reißt aus seiner Verankerung, Billigware, man hat es mir angedreht, und jetzt drückt es mir auf den Magen. Die Därme sind verschnürt zu einer Geschenkmasche um eine in die Knie sinkende Seele, an die ich nicht glaube. Ich kann sie nicht hervorwürgen, gar nichts wurde je aus mir geboren. Ein Strahl Morgensonne verweilt im Zimmer, nie länger als eine halbe Stunde und fast immer versäume ich ihn. Die Grünstilbe am Fensterbrett teilt den Vorhang in zwei gleiche Hälften. Die Pflanzen lagern ihre Ruhe sicher in den Blättern ein, wenn ich das Ruhigsein längst schon verspielt habe. Sie sind sehr stille Zeitgenossen. Jedoch haben sie vor nicht allzu langer Zeit aufgehört zu wachsen. Das ist Einbildung. Vielleicht. Und niemand hat je ihre Blätter gezählt, aber dennoch scheint es mir, die Pflanzen würden ihre Form nicht mehr verändern, sind wie eingefroren. Ich richte mich auf und fasse mir in den Nacken. Die Haare sind immer noch nass, die Stuhllehne ist feucht und ich spüre, wie alles friert und knistert. Beim Blick auf die Uhr sehe ich die zwei Zeiger aus lackiertem Metall über einer blauen Scheibe, aber ich sehe die Zeit nicht. Ich lasse meinen Oberkörper nach vorn auf die Schenkel sinken, das sind die Bewegungen, die uns ausmachen. Jeder Mensch beherrscht nur eine einzige in völliger Perfektion. Der steingraue Pullover und die Hose von gestern liegen auf dem Bett, als wäre ihnen der Leib aus dem Inneren gestohlen. Ich ziehe sie rasch an und halte sie warm über meiner Haut, schnüre dann auch noch

die Schuhe an meine Füße. Auf den Straßen liegen Glascherben. Einmal habe ich sogar zerbrochene Blutsteinperlen beim Verlassen des Hauses gefunden. Wer wollte denn sein Liebstes noch nie aus dem Fenster seiner Wohnung im sechsten Stock – denn alle haben so eine Wohnung – werfen und am Asphalt zerschmettern sehen?

Dieser Vormittag ist hellgrau, die Gesichter der Menschen, denen ich auf der Straße begegne, haben sich an den Ereignissen des Tages noch nicht abgeschliffen, einige aber sind gezeichnet von der Nacht oder den vielen Nächten davor und manche Augen sind trüb – die werden sich nicht mehr ändern. Ich steige in die Straßenbahn und fahre zur Bibliothek, wo ich drei Bücher in fremde Hände gebe, obwohl sie dort nicht hingehören. Waldgeschichten und Anleitungen zu chinesischer Kalligrafie, der letzte Einband ist glühend rot zum Abschied, aber unangenehm kühl. Als ich die Außentreppe der Bibliothek hinuntergehe, sehe ich Mate die Bahngleise überqueren, er geht da in der feuchten Luft mit seinem Gedankenkopf und ich wünsche mir, er würde etwas suchen. Und natürlich will jeder der Gesuchte sein. Ich. Schreckliche Egoisten sind alle. Ich beschleunige meine Schritte. Den Reißverschluss der braunen Allwetterjacke hat Mate nicht geschlossen. Ein paar Mal habe ich sie auch getragen, wenn uns beiden kalt war, ich weiß also, wie sich das Innenfutter auf nackten Gänsehautarmen anfühlt. Ich folge ihm über den Zebrastreifen – das eine Auge verblendet durch ein grünes Blinken der Ampel, das andere Auge, das überall nur Rot sieht und mir das Weitergehen verbietet. Ich bleibe stehen. Wir sollten uns nicht mehr wahrnehmen, wir können nichts an uns für wahr halten. Ich schaue ihm nach. Mate bewegt sich so nah an den Bänken im Park vorbei,

dass ich denke, er werde sich gleich setzen, dann würde ich mich neben ihn setzen, oder er würde sich daran stoßen und fallen, dann würde ich ihm aufhelfen müssen, aber er bleibt nicht stehen, strauchelt auch nicht, sein Schritt ist fest, als stellte er sich selbst nie infrage, er geht einfach und er geht vorbei. Braune Blätter kleben am Boden fest, ein Muster ist nicht zu erkennen. Es ist schon fast Oktober und es bläst der Wind. Von Westen. Mir ist kalt. Die Allwetterjacke werde ich nicht mehr anziehen, das einzige Exemplar, das es gibt von solchen Jacken, gehört Mate, das weiß ich. Mir fällt erst jetzt auf, dass das Holz der Bänke vollgesogen ist mit Regenwasser und dass niemand sich setzen würde. Aus den Bäumen fallen noch große Wassertropfen, seltener auch verspätete Kastanien, die beim Aufschlagen am Boden aus ihren grünbraunen Hüllen brechen – eine Sturzgeburt weit vom Stamm entfernt. Ich hebe eines der benommenen Kinder auf und stecke es in meine Manteltasche. Ich würde gern singen können und dann sänge ich, dass irgendwo, ja, warum nicht im Stadtpark, wieder die Bäume blühten. Stattdessen steige ich in die Straßenbahn und fahre bis zur Endstation. Und natürlich ist das ein Friedhof, die Pflanzen wachsen in die vergrabenen Körper ihre Stille ein.

Geschäfte, Autos, Hunde, Straßenlaternen, ungepflegte Häuser und Wortfetzen ziehen hinter der Scheibe vorbei, aber ich bin es, die sich entfernt. Die Luft ist schmutzig, jedoch nicht wegen der Rußpartikel – von den Menschen immer wieder ein- und ausgeatmet schwemmt sie dabei jedes Mal ein bisschen von den inneren Zuständen heraus. Ich stehe auf und gehe zur Tür. Sie öffnet sich langsam, als wäre das gar nicht die Funktion, für die sie gemacht ist, als wäre es immer noch ungewohnt, dass Leute einfach durch

**[www.septime-verlag.at](http://www.septime-verlag.at)**